

Begrüßung:
Der Besizer durch die
Geschäftsstelle in
Dresden, 2,50 Mk. (einst.
Zahlung), durch die Post
in Preußen Reich 2 Mk.
(ausdrücklich bezeichnen)
vierteljährlich.
Einzeln Nummern 10 Pf.
Mit Zusendung der für
die Schriftleitung bekannten,
aber von dieser nicht ein-
geschickten Beiträge be-
trachtet, so ist das Verlags-
bezugsgeld.

Dresdner Journal.



Herausgegeben von der Königl. Expedition des Dresdner Journals, Dresden, Zwingerstraße 20. — Fernspr.-Anschluß Nr. 1295.

Verlagsbedingungen:
Die Zeile einer Spalte der
3 mal größeren Zeitungs-
spalte über dem Raum
20 Pf. Bei Tabellen- und
Illustration 5 Pf. Nachtrag
für die Zeile. Untere Re-
daktionsschreib (eingesandt)
die Zeile mitler Schrift über
dem Raum 60 Pf.
Gebühren - Ermäßigung bei
stetiger Abnahme.
Kassier der Anzeigen bis
mittags 12 Uhr für die nach-
mittags erscheinende Nummer.

Nr. 209.

Sonnabend, den 7. September nachmittags.

1901.

Amtlicher Teil.

Dresden, 5. September. Mit Allerhöchster Genehmigung Sr. Majestät des Königs ist dem Kaufmann Gottfried Max Fiedler in Marienberg für die von ihm am 10. Juli bis 31. unter eigener Lebensgefahr bewirkte Errettung eines Kaurerlebens vom Tode des Ertrinkens die silberne Lebensrettungsmedaille mit der Beschriftung zum Tragen derselben am weißen Bande verliehen worden.

Ernennungen, Verleihungen etc. im öffentl. Dienste.
Im Geschäftsbereich des Ministeriums der Justiz. Das von dem Reichsanwalt Justizrat Ernst Kästner in Dresden beauftragte Amt eines Notars ist durch Verleihung und Bestätigung gemäß § 22 des Gesetzes vom 15. Juni 1900 mit Ende vorigen Monats erledigt.

Im Geschäftsbereich des Ministeriums der Finanzen. Bei der Berg- und Hütten-Verwaltung ist ernannt worden: Friedrich, geheimer Hofrat, als Notar für metallurgische Betriebe und Pyrometrie an der Bergakademie zu Freiberg.

(Besetzt. Bekanntmachungen erscheinen auch im Anzeigenteil.)

Nichtamtlicher Teil.

Ein Anschlag auf den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Mac Kinley.

Noch ist kaum ein Jahr verlossen, seit ein ge-
fröntes Haupt einem hochwürdigen Anschlag zum
Opfer gefallen ist, und schon müssen wir wieder
über die That eines jener Unseligen berichten, die
in ihrem Haffe gegen jede bestehende Ordnung die
Wortwaffe gegen diejenigen richten, die an der
Spitze eines Staates stehen. Der Präsident der
Vereinigten Staaten von Nordamerika, Mac Kinley,
ist gestern nachmittags in Buffalo, wo er einer Auf-
führung in der Music Hall der Panamerikanischen
Ausstellung wohnte, von einem Manne gleicher
Herkunft Namens Leon Gjolgoz, der sich als
Anarchist bekennt, durch zwei Schüsse in den Unter-
leib schwer verwundet worden. In dem tiefsten
Mitgefühl für den verwundeten Präsidenten des uns
Deutschen befreundeten nordamerikanischen Volkes
und in den aufrichtigsten Wünschen für die Wieder-
herstellung Mac Kinleys, wie in dem Entsetzen und
Absehen vor der ruchlosen That wissen wir und mit
der ganzen gestitzten Welt im Einklang. Die Maß-
nahmen der zivilisierten Staaten gegen den wort-
wütigen Anarchismus sind bis jetzt, wie man weiß,
noch nicht von dem gewünschten Erfolge begleitet worden;
möchte daher die freventliche That gegen den Prä-
sidenten Mac Kinley ein neuer Aufruf an die
Mächtigen dieser Erde sein, unerbittlich den Geist
zu zerstören, aus dem immer und immer wieder
solche furchtbare Verbrechen geboren werden.

Ueber den Anschlag liegen folgende Mitteilungen vor:
Buffalo. Auf den Präsidenten Mac Kinley wurde
gestern nachmittags zweimal von einem Fremden
geschossen.

Die Schüsse, die der Fremde auf Mac Kinley
in der Ausstellung abgab, trafen den Präsidenten in
den Unterleib. Der Verwundete wurde ins Hospital geschafft.

Der Mann, der auf den Präsidenten während
des Empfanges im Musiktempel der Ausstellung den
Uberschuß machte, war gut gekleidet. Nachdem er auf
den Präsidenten zugegangen war, richtete er ihm die
Hand und schoss mit der anderen. Der Anschlag
wurde verfehlt, keine Veranlassung ist aber noch nicht
festgestellt worden.

Ueber das Attentat wird noch folgendes gemeldet:
Eine Kugel drang dem Präsidenten in die linke Brust-
seite, die andere in den Unterleib. Es heißt, Mac Kinley
habe das Bewußtsein wieder erlangt und ruhe gegen-
wärtig schmerzlos. Um 5 Uhr 14 Min. konnte die
Kugel, die in die Brust eingedrungen war und dem
Knochen getroffen hatte, herausgezogen werden. Der
Wärter heißt Leon Gjolgoz, wohnt in Detroit und
hielt sich hier seit einer Woche auf. Er bekennt sich als
Anarchist und ist deutsch-polnischer Abkunft. Nach dem
Attentat verfuhr die Menge, den Täter zu lynchen,
der Polizei gelang es aber, ihn aus der Ausstellung zu
schaffen und ins Gefängnis zu bringen.

Die ärztliche Untersuchung ergab, daß eine Kugel
an dem Brustbein abgeprallt ist; eine andere durchschlug
beide Rippenbögen; sie wurde nicht gefunden. Der
Zustand Mac Kinleys berechtigt zur Hoffnung auf Ge-
nesung.

Rutz vor 6 Uhr stellte ein Arzt bei Mac Kinley
fest, daß die Wunde leicht sei und der Puls gut gehe.
Um 6 Uhr wurde der Verletzte chloroformiert. Rutz
vor 7 Uhr sprach sich die Menge dahin aus, daß beide
Wunden, wenn auch ernst, so doch nicht notwendig töd-
lich seien. Die Kugel im Unterleib ist nicht gefunden
worden, doch wurde die Wunde zugenäht. Der Präsident
erholte sich dann von den Folgen der Chloroformierung.
Als den Präsidenten die Regeln trafen, fiel er dem
geheimen Polizeibeamten in die Arme, den er kaltblütig
fragte: „Hat man auf mich geschossen, George?“ Letzterer
knipfte die Wunde Mac Kinleys auf und antwortete, als
er Blut sah: „Ja, befehle, Herr Präsident, daß es der
Fall ist.“ Der Mörder feuerte durch ein Taschentuch, in dem
er die Waffe verborgen hatte. Ein anderer Polizei-
beamter, der nur zwei Schritte vom Verletzten stand,
sprang auf Gjolgoz zu und warf ihn zu Boden. 20
andere Personen stürzten sich ebenfalls auf den Mörder.
Als er mit aller Wucht sich befreit hatte, war sein Ge-
sicht aufgerissen und mit Blut bedeckt. Die erste Kugel
traf das Brustbein, prägte ab und verurteilte nur eine
leichte Fleischwunde. Die zweite Kugel durchschlug
beide Rippenbögen und sitzt wahrscheinlich im Magen.
Gegen 4 1/2 Uhr wurde Mac Kinley in die Wohnung des
Präsidenten der Ausstellung Willburn gebracht. Der Zu-
stand des Präsidenten ist günstig. Der Mörder ist 28 Jahre
alt und 5 Fuß 9 Zoll groß. Er spricht sehr gut Englisch.
Alle Polizeibeamten sind nach der Zentralstation zu-
sammengedrungen worden, wo sich Gjolgoz in Haft befindet.
Das Publikum hat keinen Zutritt.

Die behandelnden Ärzte geben folgenden Bericht
aus: Um 4 Uhr wurde auf den Präsidenten ge-
schossen. Ein Geschöß traf den oberen Teil des Brust-
beins, prägte jedoch ab. Das zweite Geschöß drang in
den Unterleib, fünf Zoll unterhalb der linken Brustwarze
und 1 1/2 Zoll links von der Mittellinie. Der Unterleib
wurde durch das Geschöß durchbohrt. Der Wundkanal
ist gefunden worden. Das Geschöß drang in den Magen,
ihn von vorn durchschlagend. Die Magenwand wurde

fortsam mit Seide zugenäht. Sodann wurde die hintere
Magenwand durchsticht und auf dieselbe Weise geschlossen.
Der weitere Lauf des Geschößes konnte trotz sorgfamer
Untersuchung nicht gefunden werden. Die Wunde im
Unterleib wurde ohne Schaden geschlossen und keine Ver-
letzung der Eingeweide oder anderer Organe des Unter-
leibes festgestellt. Der Verwundete hat die Operation
gut überstanden. Ueber das Ergebnis der Operation kann
noch nichts Bestimmtes gesagt werden. Der augenblin-
dliche Zustand berechtigt zu der Hoffnung, daß der Prä-
sident wieder genesen wird.

Ein abends 10 Uhr 40 Min. ausgegebenes
Bulletin besagt: Der Verwundete erholt sich in befriedi-
gender Weise. Temperatur 104, Puls 124, Atmung 24.

Nach dem Bulletin von 1 Uhr früh ist der
Präsident schmerzfrei und liegt ruhig da. Die
Temperatur ist 100,20, der Puls 120. Der Angreifer
heißt Leon Gjolgoz und ist deutsch-polnischer Abkunft,
geboren in Detroit. Er gab an, keine Mitschuldigen zu
haben. Anarchistische Schriften hätten ihn überzeugt,
daß die Regierung der Union durchaus schlecht sei, und
das beste Mittel, diesen Zustand zu beenden, wäre die
Ermorung des Präsidenten. Anzeigen von Wahnsinn
sind nicht vorhanden. In Chicago wurden fünf
Anarchisten unter dem Verdachte der Mitschuld verhaftet.

Die auswärtige Politik der Woche.

Die erste von den Forderungen, die von den
Mächten im Peking-Vertrag dem chinesischen
Reich auferlegt worden ist, ist namentlich er-
füllt. Prinz Tschun hat seinen Sühneauftrag
in angemessener Weise ausgeführt. Das Schmer-
gewicht für diese dem Deutschen Kaiser, dem deutschen
Volk und den Mannen des verstorbenen Fürsten
v. Kettler erwiesene Genugthuung muß auf die
amtlichen chinesischen Kundgebungen, das heißt auf
die Ansprache des Prinzen Tschun an Sr. Majestät
den Kaiser und auf das Handschreiben des Kaisers
von China gelegt werden. Wir finden in dem
Sühnebriefe Ausdrücke des Bedauerns, des Schmerzes,
der Reue und Befähigung, kurz ein rühmliches
Schuldgeständnis und eine offen ausgesprochene
Selbstbemühtung vor Deutschlands gerechtem
Urwille. Darauf hatten wir Anspruch, und unsere
Diplomatie hat diesen Anspruch verwirklicht in der
Form einer für die Beziehungen des Deutschen
Reiches zu China bedeutungsvollen, durch keine
Runde der Auslegung abzuwandelnden Urkunde.
Die Ansprache des Prinzen Tschun sollte in der
von China vorgezeichneten Fassung die Schuldfrage
nur leicht berühren. Der Reichskanzler hat aber
veranlaßt, daß auch Prinz Tschun mündlich,
wie sein kaiserlicher Bruder schriftlich, das Be-
dauern der chinesischen Reichshäupter unumwunden
erklären mußte. Die erste, nachdrucksvolle Ent-
gegnung Sr. Majestät des Kaisers auf diese Er-
klärung verleiht den Empfindungen der deutschen
Nation den richtigen und würdigen Ausdruck.
Die vielumstrittenen äußere Einkleidung des
Sühne-Empfanges war in der zur Ausführung
gebrachten Art nach dem Urteil aller Teilnehmer
von der angemessenen Feierlichkeit erfüllt, die die
Umstände verlangten. Prinz Tschuns persönliches
Auftreten ließ ebenso wie die Haltung des Dol-
metschers Jin-Tschang, des namentlichen chinesischen
Gesandten für Deutschland, keinen Zweifel darüber,
daß es ihnen am Herzen lag, Sr. Majestät dem
Kaiser in der ehrerbietigsten Weise zu nahen. Die

anderen Herren der chinesischen Sühne-Gesandtschaft
mußten im Vorzimmer warten, ohne den Deutschen
Kaiser zu sehen. Daß ihnen diese Ausschließung
peinlich war, können viele Augenzeugen bestätigen.
Wenn sie hinterher bemerkt sind, diesen Eindruck in
der Oeffentlichkeit zu verwischen, so haben ihre
Spiegelreflexionen nur bei dem freiwilligen Chinesen-
tum eines mehr international als deutsch
empfindenden Bruchtheils unserer Presse verjagen
können. Auch in Basel ist es ja den Chinesen
gelungen, die falsche Vorstellung zu verbreiten,
als ob sie freiwillig dort Anwesenheit ge-
nommen hätten. In Wahrheit hielt ein Befehl
des Deutschen Kaisers sie von der Reichsgrenze fern,
und die Aufhebung der Sperre, die Erlaubnis zur
Weiterreise ist amtlich von dem Prinzen selbst als
eine mit unterthänigstem Dank zu erkennende Gnade
bezeichnet worden. Für die amtliche Politik handelte
es sich in dieser Sache nicht sowohl um eine Frage
des Zeremoniells wie um die völkerrechtliche Süh-
nung des Gesandtenmordes in unfindlicher, amtlicher
Form. Das hat der Reichskanzler schließlich durch
persönliches Eingreifen mit Unterbrechung seines
Urlaubs durchgesetzt, und damit ist's gut!

Die entgeltliche Unterzeichnung des Peking-
Friedensprotokolls kann schon gemeldet sein,
wenn diese Zeilen im Druck erscheinen. Der
Grund für die Verzögerung des abschließenden Aktes
ist weder auf deutscher noch auf chinesischer Seite zu
suchen. Vielmehr hat der britische Gesandte einen
Aufschub veranlaßt, um vor der Unterzeichnung sich
von der Wichtigkeit des Wortlautes zweier chinesischen
Edikte zu überzeugen, ein Umstand, der nicht er-
wähnt zu werden braucht, wenn nicht englische
Blätter, voran die „Times“, die Berliner Politik
als Mutter der Hindernisse zu schillern versucht
hätten, in der stillen, aber an der Umkehr des Reichs-
kanzlers gescheiterten Hoffnung, die Frage des
Sühne-Zeremoniells zu einem neuen Streitfall
zwischen dem Reich und China oder gar zwischen
Deutschland und Rußland aufzuheben zu können.
Das Vordringen der Russen in Tibet wie in Persien
wird der Londoner Presse bald Stoff zu erfrischen
Betrachtungen liefern, zumal sich auch der „Tribune“
Brite nicht verschweigen darf, daß Sr.
Majestät der Kaiser und Zar Nikolaus und mit
ihnen Graf Bülow und Graf Lambdoff bei Danzig
jedenfalls nicht darüber nachsinnen werden, wie man
zu Ruß und Frommen Englands eine deutsch-russische
Annäherung verhindern könne.

Auch in den Donauländern scheint eine solche
Annäherung, die doch unter keinen Umständen andere
als friedliche Zwecke verfolgen würde, wie ein
Schreckgespenst zu wirken. Neben doch die Wiener
Mitarbeiter der Blätter des reichshauptstädtischen
Freisinn bereits von dem wahnwitzigen Jerrbild
einer deutsch-russischen Koalition gegen das ver-
bündete Oesterreich-Ungarn! Natürlich glauben die
Eingeborner solcher Nichtigkeiten in Wien selbst keinen
Augenblick an Dinge, die, wie sie wissen, lediglich
aus ihrer eigenen Einbildungskraft geboren sind.
Aber der blaue Himmel, der über der Drei-Kaiser-
Begegnung bei Danzig und über den deutsch-
russischen Beziehungen leucht, soll mit Gewalt ver-
düstert werden. Es ist wie ein umgekehrtes Wetter-
schließen, durch das man Wolken nicht zerstreuen,
sondern zusammenziehen möchte. Die Redungen
über russische Truppenbewegungen am Pruth haben
eine neue Auflage erlebt; eine Beglaubigung dieser
für Buda-Pester Gemüther so fürchterlichen Kunde
durch die Regierung in Wien ist noch immer nicht
erfolgt. Und man muß sich nach wie vor gegen die

Kunst und Wissenschaft.

Die Internationale Kunstausstellung Dresden 1901.

Die Berliner Gemälde.
Wer die diesjährige große Berliner Kunstausstellung
gesehen hat, die wirklich nicht weiter ist, als ein tiefer
Bildermarkt, auf dem die Mittelmässigkeit herrscht,
wird angenehm überrascht sein, wenn er beim Betreten des
hiesigen Berliner Saales (Nr. 36) sofort bemerkt, daß
es mit der Berliner Malerei doch nicht so schlimm be-
steht, wie es nach dem Standpunkte der dortigen
Ausstellung den Ankünften erwecken konnte. Im Gegen-
teil ist die Kunst, die man für Dresden getroffen
hat, sehr sorgfältig ausgewählt worden, und wenn man
auch nicht in der Lage war, Meisterwerke von Berlin
aus zu verenden, so ist der allgemeine Durchschnitt
doch ein höchst achtbarer. Allerdings fehlen in Dresden
die Leute der Gegenwart, die unter Liebermanns
Führung großartig aus der Vereinigung der Künstler
ausgetreten sind, gemeinsam mit den Mitgliedern der-
selben aus und tragen auf diese Weise ein wesentliches
Eink zu dem unglücklichen Erfolge der Berliner Aus-
stellung bei.

Im ganzen und großen ist, wie gesagt, nichts gegen
die getroffene Auswahl einzuwenden. Nur ein Bild,
das vielen aus dem Publikum besonders gut gefällt,
hätte man unteres Gerächens nach in Berlin zurücklassen
sollen, und zwar „den über Jerusalem Hagenden
Christus“ des Grafen Ferdinand Harrach (Nr. 36).
Eine Zweifel gehtet Graf Harrach zu den am meisten
sympathischen Erscheinungen unter den älteren Berliner
Künstlern und speziell zu den besten Berliner Porträts-
malern. In diesem Christus aber hat er sich arg vergriffen,

indem er ihn wie einen Leviten oder orientalischen
Bettler darstellt mit Gebärden, die direkt dem Theater
entlehnt sind. Dazu kommt, daß die Landschaft, in der
Christus sich die Knie der Staffage heilt, von einer
süßlichen Weichheit ist, die der herben Umgebung
Jerusalems gar nicht entspricht. Endlich, weil nicht
mehr als ein oft schon in gleicher Weise wiederholtes
Parabell, wäre wohl auch die „Abendruhe im Oasen“
von Wille Hammacher (Nr. 236) gemessen. Ferner ist
Ulrich Hübnert mit seiner „Brandung am Abend“
(Nr. 298) nicht so gut vertreten, wie wir ihn früher
in seinen Schilderungen von der Ostseeufer gesehen
haben. Eugen Bracht's „Wiesengrund“ (Nr. 69)
übersieht durch den nach derbstrahligen Zug und
die ungenüßliche Helligkeit des Kolonies, das
der Künstler jetzt in erster Linie in seinen Bildern
betont, während er früher die Zeichnung und Form in
viel härteren Grade beachtete. Sein Schüler Louis
Lejeune legt in seiner großen Landschaft „Tauerwitz“
(Nr. 403) eine Probe beachtlicher Römensch und Feinheit,
nach möglichster Objektivität freier Naturbeobachtung
ab. Denselben Naturvorgang des Aufstehens eines von
mächtigen Felsen eingerahmten Sees schildert ein zweiter
Bracht-Schüler, Karl Rasler-Eichberg (Nr. 341), mit
weit mehr Subjektivität und dem erfolgreicheren Streben,
auffallen zu wollen. In diesem Gegenlate zu Raslers
Verfahren hebt die nicht in der Form, aber durch die
eigenwillige Farbe hüßlich wirkende „Müßliche Land-
schaft am Choriner See“ von Franz Lippich in Ober-
lößnitz (Nr. 421), die durch die beiden an der
Seite angebrachten Bildchenfiguren mit Rot und Gelb
offenbar etwas Symbolisches erhalten soll. Die ganze
Hoffe eines warmen Sommerabends weiß Otto Heinrich
Engel in dem Bilde seiner Fische, die unter den
Klang einer Harmonica auf einem Raub zum „Vorspa-
ngeln“ (Nr. 159) aufbrechen, mit wunderbarer Intimi-
tät auszubilden. Noch schlichter und deshalb noch ein-

deutscher ist Jakob Alberts, der zu den selbständigen
unter den jüngeren Berliner Landschaftlern gehört, in
seiner Darstellung einer „blühenden Hallig“, deren
dürftige landschaftliche Reize wohl nicht so liebe-
voll gezeichnet worden sind, wie es Alberts in diesem
Bilde getan hat. Ein geschmackvolles Bild ist auch der
„Tausend Tag“ am Meer von Max Schlichting
(Nr. 618), doch würde die in diesem Werke geübte
Naturposse vielleicht noch mehr zur Geltung kommen,
wenn die Aufmerksamkeit der Betrachter nicht durch die
ziemlich große, elegant gekleidete Dame, die in die See
hinabsteigt, geteilt würde. Besser, als je bei uns in
Dresden, ist diesmal Walter Leistikow vertreten. Sein
Spätachmittag im „Oranienwald“ (Nr. 415) mit den
mächtigen Felsen, durch die das goldige Licht der
Abendsonne dringt, um lange, große Schatten auf die
leuchtenden Flächen des Bodens zu werfen und um sich in
der Erde eines kleinen Reiches zu spüren, ist von einer
solchen ruhigen Formschönheit und Klarheit, daß das
ganz naturwüßlich gearbeitete Bild viel stärker wirkt,
als die meisten früheren Landschaften des Künstlers, in
denen er absichtlich hüßert hat. Weiter und demselbe lyrisch
ist dann der „Abend“ an einem Kanal (Nr. 416),
dessen Wasser ruhig durch einen eck mächtigen, schmer-
mächtigen Wald fließt. Leider kann man die beiden
Landschaften Ludwig Dettmanns, der unlängst zum
Direktor der Königsberger Akademie ernannt worden ist,
nicht mit denselben ungenüßten Freude wie diejenigen
Leistikows betrachten. Je länger, desto mehr geht Dettmann
dem Einsamen aus dem Wege, um sich schwere und
absonderliche Aufgaben zu stellen, die er nicht zu lösen
vermag. So ist z. B. sein großes Bild „Morgen in
Heieritz“ als ein Stück höherer Poesie gedacht. Die
sehen einen mächtigen Waldstummel in freiem Felde,
dessen Geländ am Sonnabend den Leuten auf dem Felde
verstanden soll, daß der Tag der Ruhe bald für sie
beizubringen wird. Ein Schiller mit seiner Erde ist

bereits auf dem Wege nach seiner Behausung. Auch in
der Natur ist schon der Feierabend angebrochen. Die
Strahlen der untergehenden Sonne durchfluten mit ihrem
Glanz die Gegend, aber man weiß nicht, wo man sich
befindet, ob hoch in den Alpen, so daß der Hintergrund
als Gletscher aufgesetzt werden könnte, oder etwa in der
Umgebung von Königsberg oder sonst im Norden, wo
berartige Gletscherhöhlen vielfach vorkommen. Diese Un-
klarheit zerstört die Wirkung des Bildes, während die
bei untergehender Sonne heimsuchende Schallherde (Nr. 146)
wenigstens verständlich ist, obwohl auch hier das topo-
graphische Problem des nur durch das Land eines Waldes
sichtbar werdenden Sonnenuntergangs nicht befriedigend
durchgeführt ist. Ein ganz wunderlicher Gesell, der nicht
mehr will, als er kann, ist Martin Brandenburg-
um den „Waldesdämmerung“ (Nr. 70) zu vernehmen,
malt er eine Anzahl kostbarer Tannen und läßt ein
Pferd mit zerrissenen Rosenkronen über wildes Stein-
geröll durch die einherkollern, während einige unheim-
liche, nackte Gestalten sich furchtbar im Dämmerung zu ver-
bergen suchen. Etwas weniger rätselhaft wie ge-
wöhnlich tritt Ludwig v. Hoffmann in einem
unbekannten „Dünen“ aus der Urzeit auf (Nr. 293),
aber er entschließt sich sofort wieder durch das „Misthauf“
genannte Bild (Nr. 293), auf dem wir einen Engel er-
blicken, der sich mit einem Frauenzimmer etwas zu
schauen macht; Misthauf aber heißt das Bild vermutlich
deshalb, weil niemand zu sagen vermag, was die beiden
Gestalten eigentlich von einander wollen. Betrübend
wirkt weiter Paul Baum's „Anblick von Neapel“ (Nr.
26). Er hat seine Puntiermanier, die er früher bei
Porträts aus Holland und aus der Dresdner Gegend nicht
selten mit Glück angewendet hat, benutzt, um die reiche
Farbenwelt des Schnees wiederzugeben, aber diesmal
nur ein ganz unglückliches Resultat herausgebracht, das
vor ihm noch kein anderer Italiensfahrer gesehen haben
dürfte.